

A decorative floral wreath made of black outlines, featuring various flowers and leaves, framing the author's name.

BEATRICE
FEROLLI

*Fährt ein Schiff
nach Apulien*



Weltbild

Seit Jahren ist Simone, Dozentin an einer Universität, mit Sebastian verheiratet. Es war damals eine überstürzte Muss-Ehe, die Zeit der sorglosen Leidenschaft sollte später nachgeholt werden. Doch das Schicksal will es anders: Sebastian geht nach Amerika und auch ihr Sohn verlässt Simone. Sie selbst entdeckt plötzlich, dass ihre Studenten sie viel mehr als nur verehren. Auf einer Reise bringt ein Fremder sie gehörig durcheinander. Simones sorgfältig geplantes Lebensgebäude droht einzustürzen...

Beatrice Ferolli

Fährt ein Schiff nach Apulien

Roman

Weltbild

Die Autorin

Beatrice Ferolli, geboren in Wien, schreibt von Kindesbeinen an: als achtjährige Gedichte für die »Kinderpost«, als Gymnasiastin Kurzgeschichten für die »Wiener-Wochenausgabe«. Sie besucht das Reinhardt-Seminar in Wien und wird Schauspielerin. 1958 beginnt sie Theaterstücke zu schreiben und ist Autorin von etwa 50 Drehbüchern für Fernsehspiele und Serien wie »Traumschiff« oder »Schlosshotel Orth«. Seit 1976 entstanden bisher 11 Romane, die z. T. in mehrere Sprachen übersetzt wurden.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright © 2020 by Beatrice Ferolli

Copyright diese Ausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Copyright der Originalausgabe © 1981 by Verlag Fritz Molden, Wien-München-Zürich-New York

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-358-7

Es war kurz nach Ende der Semesterferien, am zweiten oder dritten Unterrichtstag, wir hatten uns zu kollegialem Umtrunk in »Lauerbachs Keller«, dem etwas despektierlich nach seiner Magnifizienz, dem Herrn Rektor, benannten Souterrain der Universitätsmensa versammelt. Draußen lag der Schnee meterhoch, und die Studenten waren ebenso wie das Kollegium nach Ski- und Studienurlaub teils energiegeladen, teils erschöpft ans Herz der Alma Mater zurückgekehrt. Es war ein Abend des Wiederfindens, der freundlich gedämpften Halbtöne, der heiter sarkastischen Sticheleien, des Knüpfens gerissener Fäden, der Wiederaufnahme verwischter Spur. Sebastian saß mir schräg gegenüber, zwischen Logik-Professor Sue Brahmswick und dem Dekan der Philosophischen Fakultät, Caspar Hillebrand, er stocherte in seinem Wurstsalat und versuchte, ein gequältes Lächeln um seine weich geschwungenen Lippen, Sues Ausführungen zu folgen. Links von mir saß Ihre Magnifizienz Doktor Doktor Lauerbach persönlich, der Schlips hing wie immer schief an seinem Hals, und rechts der Chef der Psychiatrischen Klinik, Kayssa Malmström, vor vierzig Jahren von der Universität Uppsala zugewandert, Sebastians unmittelbare Vorgesetzte.

Ich erinnere mich, dass wir Rollmops aßen und Glühwein tranken, alle außer Sebastian, Sebastian mag keine Rollmöpse und keinen Glühwein, es war spät geworden, und irgendwann stießen noch ein paar Lehrstühle zu uns, türenschlagend, händereibend, mit kälteroten Nasen. Geografie war dabei und Soziologie, und mein strubbelköpfiger Germanistik-Kollege Nikolaus Schilling. Er zwängte sich zwischen Sue und Sebastian, wenn ich nicht irre, durch Sebastians flehenden Blick motiviert, ich schien ein wenig in die Ferne gerückt, vor meinen Augen verschwammen die gelehrten Köpfe in Schleiern aus Rotwein und dicker Luft, der Einzige, den ich deutlich wahrnahm, war Sebastian, als säßen alle anderen hinter angelaufenem Glas und nur an seiner Stelle wäre es blank gerieben, wir waren gestern aus der Schwäbischen Alb heimgekommen, vierzehn Tage Sonne und Schnee, keine Germanistik, keine Theaterwissenschaft, keine Psychologie, die Ferien hatten unserem Sohn Christopher Hubertus gehört, er hatte in der Gruppe der Zwölfjährigen den Abfahrtslauf gewonnen, obwohl er erst in zwei Monaten zwölf war. Ich sah ihn auf dem Siegespodest stehen, braun gebrannt, das hinreißende Abbild seines Vaters, ich blickte hinüber zu Sebastian, der Glühwein pulsierte in meinen Zehen und Fingerspitzen, der Glühwein und eine Art von Erregung, die meinen Kreislauf unvermittelt zu höchsten Touren trieb und mich in weiche, schwebende Erstarrung zwang, sodass ich das Holz des Tisches und der Bankrückwand als schaumgummiartige Masse empfand.

»Ich verstehe es nicht«, hatte die Soziologie einmal während der Konferenzpause zu mir gesagt. »Was ihr uns da vorlebt, gibt es im Grunde nicht. Die Ehe ist eine homogene Institution, sie ist eine Zwangslösung mit allen daraus erwachsenen Nachteilen. Der Mensch ist nicht monogam; er kann, zugegeben, nach einer Reihe von negativen Erfahrungen dazu übergehen, aus Vernunft oder Resignation. Aber in seiner Struktur ist er für eine Dauerbeziehung nicht geschaffen. Er entwickelt sich zu kontinuierlich. Der Partner, der in seinem zwanzigsten Jahr seine Ergänzung darstellte, ist notwendigerweise

nicht der, der ihn im dreißigsten Jahr ergänzt, vom vierzigsten gar nicht zu reden. Man entwickelt sich permanent, und da es nicht üblich ist, dass eineiige Zwillinge einander heiraten, entwickelt man sich notgedrungen auseinander.«

»Ich habe nicht darüber nachgedacht«, sagte ich.

»Das lässt den Schluss auf eine gewisse Unsicherheit zu«, erklärte die Soziologie, »wahrscheinlich scheust du dich, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen.«

»Welchen Tatsachen?«

»Eine Ehe wie die eure ist ein Ding der Unmöglichkeit. Eine Absurdität. Ist dir das noch nicht aufgefallen?«

»Eigentlich ...«, sagte ich.

»Ihr macht einander etwas vor. Anders ist es gar nicht möglich. Ihr weicht der Wahrheit aus.«

»Welcher Wahrheit?«

»Dass ihr in einer totgelebten Beziehung ausharrt. Es kann eine Art von unausgesprochener Übereinkunft dahinterstehen. Aber im Endeffekt hat es mit dem Gesetz der Trägheit zu tun.«

»Wie meinst du das?«

»Jeder Körper verharrt im Zustand der Ruhe, sofern er nicht durch äußere Einwirkung gezwungen wird, diesen Zustand zu ändern.«

»Ich weiß«, sagte ich, »Isaac Newton. Seit wann arbeitest du mit angewandter Physik?«

»In Dingen der Wahrheitsfindung gibt es keine Abgrenzungen«, sagte die Soziologie. »Eines Tages wirst du mir recht geben: Wir bewegen uns im Kräftefeld fest verankerter Gegebenheiten. Fakten, die sich diesen Gegebenheiten widersetzen, lösen sich eines Tages automatisch auf. Das ist ein Prinzip.«

Ich nickte geistesabwesend. Irgendwie schienen mir die Prognosen der Soziologie nicht freundlich zu sein. Aber ich hatte es mit einem auf der Wahrheitssuche befindlichen Besessenen zu tun, dessen Ausführungen zu folgen mir im Augenblick einfach die Zeit fehlte.

»Entschuldige«, sagte ich, »Sebastian wartet in der Aula. Wir müssen die Unterwasserausrüstung für Christopher besorgen.«

Die Soziologie entfernte sich kopfschüttelnd, und ich zählte im Hinunterlaufen mein Geld, für den Fall, dass Sebastian wieder sein Scheckbuch im falschen Sakko hatte stecken lassen.

Sebastian hatte sich die bruchstückweisen Überlieferungen aus dem Gespräch mit der Soziologie angehört, während wir über den Hendricksdamm Richtung City fuhren. Die Universität liegt etwa zehn Kilometer außerhalb auf einer Art Hügelgelände, es sollen tatsächlich sieben Hügel sein, und die Romanistik lässt es sich nicht nehmen, von ihrem Bungalowblock als dem »Aventinus« und dem unseren als dem »Capitolinus« zu sprechen. Sebastian weilte während des Gespräches augenscheinlich schon bei Christophers Taucherausrüstung, und nachdem wir die Hendricksbrücke passiert hatten und die Fahrbahn sechsspurig wurde, verlief Soziologisches im Sande.

»Christopher ist in gewisser Beziehung ein Spätzünder«, ließ sich Sebastian, nach

längerem Schweigen aus seinen Gedanken ausscherend, vernehmen, »er ist nicht der Typ, der sich auf ein Pferd setzt und losreitet. Aber wenn er einmal in die Materie eingedrungen ist, ist er der Erste, der über die Hürden geht.«

»Wie kommst du auf Spätzünder?«, fragte ich. »Wer behauptet das?«

»Es bezieht sich ausschließlich auf den Sport«, erklärte Sebastian, »du weißt ja. Als Wissenschaftler ist er erste Garnitur. Die Leuze (Ruth Leuze vertrat Geografie und Länderkunde im Kollegium) sagt, dass sie immer Lexika wälzt, ehe sie sich mit unserem Sohn in ein Gespräch einlässt.«

Ich zweifelte keine Sekunde daran. Christopher hatte mich einmal im akademischen Gesprächskreis unsterblich blamiert, als er auf meine harmlose Frage nach einer Hauptstadt, ich glaube, es war die von Burundi, im Ton nachsichtiger Verständnislosigkeit gesagt hatte: »Bujumbura, das weißt du nicht?« Er hatte es nicht böse gemeint, für ihn ist es unfassbar, dass man derlei Grundbegriffe nicht beherrscht, aber der weibliche Psychiatrie-Klinikchef hatte gegrinst, und die männliche Geografie hatte präntentios mit der Fußspitze gewippt, ich konnte es durch die gläserne Tischplatte zwischen Kognakschwenker und Salzgebäck deutlich sehen.

»Kein Mensch kann behaupten, dass Christopher nicht gut reitet«, sagte ich. Das Reiten spielt in unserer Familie eine gewisse Rolle. »Er sitzt den Trab nicht gern aus, aber wer tut das schon? Seine Haltung im Galopp ist tadellos. Beinahe aristokratisch, hat der Stallbursche nach dem letzten Ausritt gesagt.«

»Das ist genau das, was ich meine«, sagte Sebastian. »Dass er zu seinem aristokratischen Jagdgalopp ein Jahr gebraucht hat, ist unerheblich. Was zählt, ist das Resultat. Ich will damit sagen, dass Christopher, falls er bei seinen ersten Versuchen nicht ertrinkt, sicher ein ausgezeichnete Taucher werden wird.«

Ich schwieg. Vermied es, darauf anzuspielen, dass die psychiatrische Kapazität, die neben mir in quellendem Leder lümmelte und den Sunbeam mit lässiger Eleganz die Bordsteinkante entlangpeilte, zur Erlangung des Führerscheins sechzig Fahrstunden benötigt hatte, genau dreimal so viel wie die fantasielose Germanistin und Theaterwissenschaftlerin an seiner Seite. Man kann nicht alles können. Und wenn man alles kann, ist man ein Veilchen, das im Stillen blüht, und kein Mensch redet davon.

Wir hatten an jenem Tag die Taucherausrüstung gekauft. Und weder Sebastian noch ich wussten, dass dies unser letzter gemeinsamer Sommer vor der Stunde Null sein würde. Wenn mein strubbelköpfiger Fachkollege, der Unglücksrabe Nikolaus Schilling, an jenem Kollegenabend in Lauerbachs Keller nicht das Wort ausgesprochen hätte, vielleicht – aber das scheint mir heute eine Vermutung, ein nachträglich aufgepflanztes Scheinmotiv. Das Wort »Apulien« hat uns nur den Zustand signalisiert, den wir sonst vielleicht übergangen hätten, wie er in Hunderten von Ehen übergangen wird. Da es ausgesprochen war, begann ein Mechanismus zu laufen, der uns zum Denken brachte, ich sage »uns«, obwohl ich nur von mir sprechen kann, aber die Vermutung, dass es mit Sebastian ebenso war, liegt nahe und ließ keine Chance offen. Wie hatte die Soziologie gesagt? »Jeder Körper verharrt im Zustand der Ruhe, sofern er nicht durch äußere Einwirkung –« Es blieb Nikolaus Schilling vorbehalten, uns daran zu erinnern, und er tat es ganz absichtslos, aus seiner latenten Sehnsucht nach einer zweiten, übergeordneten

Existenz, deren Zauberatem er einmal in jungen Jahren an seiner Stirn gefühlt und die ihn dann gnadenlos im Stich gelassen hatte.

Es scheint an dieser Stelle nötig, sich mit der Person des unversehens zum Diabolus ex machina gewordenen Univ. Prof. Dr. Nikolaus Schilling näher zu beschäftigen.

Nikolaus war ein Dichter. Das war er ohne Zweifel, wenn es ihm auch nicht gelungen war, seinem Talent Steigbügel anzulegen. Pegasus hatte ihm einmal die Mähne geneigt und ihn aufsteigen lassen zu kurzem, stürmischem Ritt, es war in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahr gewesen, und Nikolaus hatte, sozusagen zwischen Rigorosum und Dissertation, einen Roman geschrieben, der die literarische Fachwelt hatte aufhorchen lassen. Mir war sein Buch »Kuckucksglocken« kurz nach dem Abitur in die Hände gefallen, ich gebe zu, dass ich es atemlos verschlungen, schlaflose Nächte damit verbracht habe, darauf gebrannt hätte, den Verfasser kennenzulernen, mir nur Erziehung und Schüchternheit verboten, mich mit ihm in Verbindung zu setzen. Wie erstaunt war ich, als ich dahinterkam, dass der etwas rundliche, igelgesichtige Kollege mit dem Bürstenhaar, der mich zehn Jahre später in die Fakultät der Victoria-Luise-Universität einführte, mit Gherhardus Bell, dem Autor der »Kuckucksglocken«, identisch war.

Ich sagte ihm, dass ich sein Buch gelesen hätte. Er freute sich und fragte mich, wie mir der Titel gefallen habe. Ich sagte, gut, weil es ein Titel sei, unter dem man sich nichts vorstellen könne. Ich liebe Titel, unter denen man sich nichts vorstellen kann. Damit stehe ich begreiflicherweise im Gegensatz zu meinem Verleger, ich habe unter meinem Mädchennamen Simone Fleury ein paar Bücher herausgebracht, ein Sachbuch für Theatergeschichte, eine Anthologie und eine erhebende Studie über magische Liebesbeziehungen in der abendländischen Poesie. Keine literarischen Ereignisse wie »Kuckucksglocken«, aber merkwürdigerweise stoße ich immer wieder auf Leute, die etwas davon gelesen haben. Auch Nikolaus hatte, und er sagte, mein Verleger hätte in der Titelfrage im Prinzip recht, es seien die Ausnahmen, die die Regel bestätigten, ich sagte, gewiss, es seien auch keine gravierenden Meinungsverschiedenheiten, und dann fragte mich Nikolaus, wie es mir möglich gewesen wäre, nach meinem ersten Buch ein zweites und nach dem zweiten ein drittes zu schreiben. Ich sagte, ich wüsste das nicht so genau, vermutlich, weil obgenannter Verleger mich dazu aufgefordert habe, und Nikolaus sagte, und sein Gesicht schrumpfte im gleichen Augenblick zu einer todtraurigen Igelmaske, das träfe vielleicht auf mich zu und auf alle anderen, nicht aber auf ihn, denn er habe kein zweites Buch geschrieben, er könne kein zweites Buch schreiben, er werde nie wieder ein Buch schreiben.

Er stand auf dem Treppenabsatz am Ausgang zum physikalischen Kabinett und lehnte an der Wand, blass, klein, mit nach unten gezogenen Mundwinkeln, und sah aus wie Marcel Marceaus BIP, dem die Verzweiflung im Gesicht gefriert. Ich hätte ihm mein ungeschriebenes nächstes Buch zum Geschenk machen wollen, um diese Maske von seinem Gesicht zu wischen. »Nikolaus«, sagte ich – wir kannten einander seit einer Viertelstunde, und ich sagte »Nikolaus«, weil ich in dieser Situation nicht gut »Gherhardus« sagen konnte –, »wir werden einen Weg finden, ganz gewiss, man kann Probleme nur in Teamwork lösen, glaub mir, Nikolaus, ich hätte das eine oder das andere

Buch sicher nicht geschrieben, wenn nicht am Abend vorher in einer rein zufälligen Gesellschaft das eine oder das andere rein zufällige Wort gefallen wäre.« Und Nikolaus nickte, noch immer starr, und sagte, das mit der Teamwork leuchte ihm ein, aber der springende Punkt sei bei ihm nicht die Story, sondern der Titel.

Ich muss um Verständnis bitten, dass ich diese Geschichte so ausführlich erwähne: sie ist von dramaturgischer Wichtigkeit. Nikolaus Schillings verbissene Titelsuche ist, man mag es glauben oder nicht, die direkte Ursache meiner Scheidung von Sebastian. Nikolaus Schillings Überzeugung, dass er, sobald er nur den richtigen Titel habe, wieder ein literarisches Meisterwerk vom Stapel lassen werde, hat mich in die Situation gebracht, in der ich mich heute befinde, zwischen Disziplinarverfahren und Untersuchungshaft, ich habe es immer gewusst, in meiner Familie herrscht ein geheimnisvoller Hang zu kriminellen Verwicklungen. Mein Vater, Philippe Fleury, Physiker und Vorsitzender der französischen Nuclear Energy Commission, verbrachte die drei Wochen vor seiner Pensionierung in polizeilicher Schutzhaft, weil das unter seiner Aufsicht stehende Kernkraftlabor am Stadtrand von Auteuil während eines Experimentes in die Luft geflogen war. Mein Großvater väterlicherseits, der Getreidehändler Joliot Fleury aus der Auvergne, wurde kurz nach seinem 50. Geburtstag für einige Wochen im Kreisgefängnis von Clermont-Ferrand festgehalten, weil in einem seiner Getreidesilos das Waffenlager einer regierungsfeindlichen Verbindung aufgefunden worden war und Großvater einige Mühe hatte, zu beweisen, dass die Lage des Silos für die Zwecke der Anarchisten vermutlich günstig, er selbst aber an der Errichtung des Arsenal unbeteteiligt gewesen war. Im Grunde wartete ich seit Erreichung meiner Volljährigkeit auf ein Ereignis, das mich in unmittelbaren Kontakt mit dem Staatsanwalt bringen würde, und ich teilte dies Sebastian am Tage unserer Eheschließung mit. Er hat darüber gelacht und gesagt: »Solange ich bei dir bin, wird dir nichts Derartiges zustoßen.« Wie recht er hatte: Solange er bei mir war, ist mir nichts Derartiges zugestoßen.

Nikolaus lehnte am Mauervorsprung neben dem physikalischen Kabinett, und ich versprach ihm in die Hand, mit ihm nach einem Titel zu suchen. Ich sagte: »Kopf hoch, Nikolaus«, er sagte: »Dich schickt der Himmel, Simone«, wir kannten einander 25 Minuten und sagten einander du, er fragte, bei wem ich Theaterwissenschaften gemacht hätte, ich sagte, bei Margret Dietrich in Wien, er sagte, ob ich wisse, dass dies hier kein Hauptfach sei, ich sagte, ja, aber hier hätte ich ja Germanistik, er sagte, du hast ganz recht, an der Germanistik allein kann man sterben, ich würde auch daran sterben, wenn ich nicht das mit dem Titelsuchen hätte, ob du es glaubst oder nicht, ich habe in den letzten zehn Jahren gut dreihundert unbrauchbare Titel erfunden, sie stehen in einem orangen Heft mit Linien, ich sagte, dass ich sie gern sehen würde.

Nikolaus küsste mich auf die Wange, wir kannten einander 35 Minuten, und er küsste mich auf die Wange. Zuletzt sagte er noch, er sei glücklich, dass ich so glücklich verheiratet sei, er sei glücklich geschieden und würde nie wieder heiraten, er wechsle seine Freundinnen halbjährlich, seinem Sohn mache das Freude, und ich solle mich vor der Soziologie hüten, die Soziologie sei ein destruktives Element, das einem Goldfalter wie mir die Flügel versengen könnte. Ich dankte ihm für dieses lyrische Bild und versicherte ihm, dass er ein Dichter sei. Wir kannten einander 45 Minuten und ich hatte

einen Freund gefunden.

Sebastian freute sich, als ich es ihm erzählte. Er sagte, dieser Schilling sei ein komplizierter Mensch, ob er selbst es wisse, sei die Frage, aber ihm, dem Psychiater, sei es sofort aufgefallen.

»Wieso?«, fragte ich.

»Weil er sich mit gespreizten Fingern durch die Haare fährt, zweimal in der Minute. Hast du das nicht bemerkt?«

»Schon«, sagte ich, »was bedeutet es?«

»Er ist frustriert«, sagte Sebastian, »ich weiß, du kannst das Wort nicht leiden, weil es jeder gebraucht. Aber ich kann nichts dafür, dass es jeder gebraucht. In meinem Beruf gibt es keinen anderen Terminus.«

»Er ist nicht frustriert«, sagte ich, »er wechselt seine Freundinnen halbjährlich.«

»Ich habe nicht gesagt, dass er sexuell frustriert ist«, sagte Sebastian. »Es gibt eine Komponente in seinem Leben, die er nicht auszufüllen imstande ist.«

»Gibt es die nicht bei jedem?«

»Peripher«, sagte Sebastian, »aber bei Schilling handelt es sich um etwas Existentielles. Schau dir seine Schläfenbogen an, die Augenwinkel, die Form seiner Stirn. Achte darauf, wie er beim Sprechen die Sätze bündelweise an sich reißt und dann fast erschöpft innehält, um die nächste Form zu finden. Der Mann ist genial, ohne sich ausdrücken zu können. Ich würde mich nicht wundern, wenn er in jungen Jahren ein Werk geschaffen hätte und an der Unmöglichkeit der Wiederholung zerbricht.«

Ich starrte Sebastian an. Er hatte mir sein Gesicht zugekehrt, die vertrauten Linien glitten ineinander, ich verirrte mich darin, ein Monstrum, hatte meine Mutter am Tag unserer Hochzeit gesagt, ein Mann kann unmöglich so schön und so gescheit zugleich sein, sicher hat er einen Defekt, er ist vermutlich, du weißt schon, was, ich antwortete nicht, weil ich den Gegenbeweis in Form des künftigen Christopher Hubertus zu diesem Zeitpunkt bereits unter meinem Herzen trug und meine Mutter mit dieser Eröffnung nicht schockieren wollte.

Sebastian sah mich aus seinen beinahe zwei Metern Höhe an, als wüsste er wie immer, woran ich dachte, und schwieg, wie immer, wenn er mich zu einer Meinungsäußerung bewegen wollte.

»Sebastian«, sagte ich, »kennst du Gherhardus Bell?«

»Nein«, sagte Sebastian, »wer ist das, der Schulwart?«

»Vielleicht ist Schilling frustriert«, sagte ich. »Ich muss mir seine Schläfenbogen genauer ansehen.«

Es war, um endlich darauf zurückzukommen, an jenem Abend in Lauerbachs Keller, als Nikolaus das bewusste Wort aussprach. Er sagte es zwischen Rollmöpsen und Glühwein, und, so viel ist sicher, er wusste nicht, was er tat. Wir hatten in den vergangenen Jahren – es war das vierte Jahr nach unserem Eintritt in die Victoria Luise – seine dreihundert Titel umfassende Sammlung um etwa fünfzig erweitert. Bei manchen Vorschlägen meinerseits machte Nikolaus ein so betretenes Gesicht, dass ich den Verdacht nicht loswerde, er habe sie in seinem orange linierten Heft erst gar nicht festgehalten. Nikolaus

wusste meine Ambition zu schätzen, er horchte jedes Mal hoffnungsvoll auf, fühlte dem Klang meiner Worte nach, wartete auf den Widerhall in seinem Inneren und schüttelte dann sanfttraurig den Kopf. Wieder nichts, wusste ich, wir schaffen es schon, sagte ich, hab Geduld, Nikolaus, eines Tages.

Ich war an jenem Abend bester Laune. Christopher Hubertus hatte nach vierjährigem Schitraining die Technik des Parallelschwunges so blitzartig erfaßt, dass er seinem Vater, mir und der gesamten Gruppe B der Schischule Schwäbische Alb mühelos davongefahren war. Als wir in der Schutzhütte anlangten, saß er bereits in Socken vor dem offenen Feuer und hatte die Bohnendose mit der Holzhacke geöffnet – habe ich erwähnt, dass praktische Dinge nicht seine Stärke sind? –, hingegen hatte er die Temperatur des Siedepunktes bei einer Seehöhe von 2400 Metern mithilfe eines Testes der Wasserdichte nach Archimedischem Prinzip errechnet und überraschte uns mit der Feststellung, dass die Bohnen unter den vorliegenden Gegebenheiten und bei einer Wasserbeigabe von einem Liter um vier Minuten früher als auf dem Flachland kochen, dafür um zwölf Minuten später weich sein würden ...

Sebastian, zwischen Nikolaus und der Soziologie eingeklemmt, hob mir sein Glas entgegen, Sue Brahmswick versuchte hinter Nikolaus' Rücken mit Sebastian zu argumentieren, Worte wie »Logos« und »Contradictio« drangen an mein Ohr, die Soziologie heftete prüfende Blicke auf die Tischrunde, Ihre Magnifizienz Doktor Doktor Lauerbach setzte sich mit dem Kantinenwirt Gräfelfing über eine eventuelle Verschiebung der Sperrstunde auseinander, und Nikolaus entrollte mithilfe von zwei Zahnstochern einen Mops auf seinem Teller, die Zwiebelschnitten mit Akribie über die gesamte Fläche verteilend. Nichts an ihm kündete Schicksalhafteres, wenn man davon absieht, dass sein Blick äußerste Konzentration, um nicht zu sagen Spannung verriet. Ich vermutete, dass er sich wieder einmal mit Titelproblemen befasse, aber ich hatte unrecht, er weilte in südlichen Gefilden, da wo der italienische Stiefel im Absatz mündet, da, wo die Boote mit knatternden Wäschestücken am Mast – ich weiß das bis heute nur vom Hörensagen – vor der Küste kreuzen, da, wo die Kinder des Nachts am offenen Feuer gepfälte Muscheln braten, aus deren leer gekratztem Gehäuse noch jahrelang das Rauschen des Meeres widerklingt. Wir hatten so ein Gehäuse daheim, es lag auf Großvaters Schreibtisch und hat meiner Kindheit geheimnisvollen Glanz verliehen, woher ist sie, fragte ich, aus einem heißen Land, sagte Großvater, Großmutter und ich haben unsere Hochzeitsreise dorthin gemacht, der Himmel ist wie eine Glocke aus Glas, und das Meer singt vor den Fenstern das Lied von der Ewigkeit. Wie geht das Lied von der Ewigkeit, fragte ich, hier, sagte Großvater, hör doch, und hielt mir die Muschel ans Ohr. Wie heißt das Land, fragte ich, und Großvater sagte es mir, es klang wie eine Frucht, eine Frucht in der Mehrzahl, wie viele Früchte, orange, mit roten, pinselförmigen Streifen.

Wie lange habe ich das Wort nicht gehört?

In Nikolaus Schillings Rocktasche steckte ein Reiseprospekt.

Er strich mit dem Finger über den Falz, mehrmals, legte dann die Hand geöffnet auf den Tisch. Der Rollmops war geglättet, die Zahnstocher bildeten auf dem Tellerrand ein stumpfwinkeliges Dach. Nikolaus blickte auf, er atmete rasch, auf seiner Stirn lag das rauchweiße Kantinenlicht, er sah durch mich, durch die getäfelte Wand hindurch, Schatten

standen in seinen Augen, dunkel, tief.

»Simone«, sagte er, »ich hab's.«

Ich ließ das Glas sinken. Wie lange kannte ich Nikolaus? Sein skeptisches Nicken, sein hoffnungsvolles Aufhorchen, sein sanfttrauriges Kopfschütteln, wie lange?

Ich hab's, Simone.

»Ja«, sagte ich, »wie heißt es?«

»Ein Schiff«, sagte Nikolaus, »gespannte Segel, verstehst du? Meine Freundin hat gestern ihre Sommerreise gebucht. Sie fahren natürlich mit dem Zug. Das ist billiger. Auch wegen ihrer alten Mutter. Vierzehn Tage mit Halbpension, Zimmer mit Meerblick. Ich habe die Geschichte fertig, Simone, ich brauche sie nur noch aufzuschreiben.«

»Erzähl«, sagte ich mit heiserer Stimme.

»Eine kleine Sekretärin«, sagte Nikolaus, »Export-Import-Firma. Sie lernt auf einem Betriebsfest einen Südländer kennen, Geschäftspartner, Juniorchef. Er verspricht, sie einzuladen, Schiffskarten zu schicken. Sie wartet, macht Pläne, wartet, er schreibt nicht, sie kauft Landkarten, er schreibt nie, sie wartet lebenslang, hat Bilder gesammelt, Prospekte, Autokarten, Ansichtskarten. Er hat sie vergessen, verstehst du? Sie erwartet ihr Leben. Das Schiff fährt nicht für sie. Sie stirbt im Altersheim, ohne das Land je betreten zu haben.«

»Das Land?«

»Apulien«, sagt Nikolaus.

Apulien.

Rauschende Muschel auf Großvaters Schreibtisch. Hochzeitsreise, das Lied von der Ewigkeit. Großvaters Ewigkeit hat fünfzig Jahre gedauert, dann starben sie beide im gleichen Jahr. »Unsere Ewigkeit wird länger dauern«, hat Sebastian auf der Brücke von Budapest gesagt, »die Lebenserwartung ist heute größer als zur Zeit deiner Großeltern. Wenn wir nicht Diät leben und nicht zu viel Sport betreiben, werden wir beide hundert.« – »Und die Hochzeitsreise holen wir nach«, habe ich gesagt, »wenn wir Geld haben. Und wenn der Punkt Null überschritten ist. Vorher hätte ich gar keine Nerven für eine Hochzeitsreise.« – »Ja«, hat Sebastian gesagt, »das ist eine gute Idee.« In dreizehn Jahren, dachte ich, wenn unser Sohn zwölf ist, es ist nie zu spät für eine Hochzeitsreise, es ist nie zu spät für Apulien.

Ist es möglich, dass man ein Wort zwölf Jahre lang vergessen hat? Es steht doch auf jeder Landkarte. Es gibt Menschen, die dort wohnen. Solche, die dorthin auf Urlaub fahren. Keiner hatte es je wieder in meiner Gegenwart ausgesprochen. Ich hatte es nicht gelesen, nicht gehört, nicht gedacht, seit Budapest. Und Sebastian?

Ich wagte nicht, den Blick zu heben. Sein Schatten war da, schräg gegenüber, Zigarettenrauch, Weindunst, Strickjacke, leicht vorgebeugte Schultern, vertraute Silhouette. Unsere Ewigkeit hat zwölf Jahre gedauert, und jetzt?

»Hörst du mir zu?«, fragte Nikolaus.

»Natürlich. Sag schon. Wie heißt das Buch?«

»Fährt ein Schiff nach Apulien«, sagt Nikolaus.

Sebastians Zigarette ist auf halber Höhe stehen geblieben. Ich sehe das winzige Stück Glut über der Tischplatte schweben. Hat er es schon vorher gehört oder erst jetzt?

»Fährt deine Freundin mit dem Schiff?«, frage ich.

»Mit dem Zug«, sagt Nikolaus, »wegen ihrer Mutter.«

»Und dein Titel?«

»Er ist die Story. Jeder von uns trägt ein Stück unbetretenes Land in sich. Ungekanntes, unerobertes Land. Es ist vielleicht nur eine Wiese, ein Hügel aus Lehm. Vielleicht nur ein Steinfeld. Aber da du es nicht kennst, wird es zur Insel deiner Seele. Die kleine Sekretärin, die ihr Leben lang auf das Schiff gewartet hat, ist im Grunde zu beneiden. Sie hat ihr Apulien nicht erreicht und hat es dadurch behalten.«

»Jetzt versteh' ich«, sagt Sue, »wenn der fesche Juniorchef sie geholt hätte, wäre es vielleicht eine Enttäuschung für sie geworden.«

»Nicht vielleicht«, sagt Nikolaus, »sicher. Apulien, wenn man es kennenlernt, ist nicht das, was es als Vorstellung war.«

»Da bin ich aber nicht deiner Meinung«, sagt die Geografie, die nur den letzten Satz gehört hat. »Wenn du von der Ostküste landeinwärts kommst, hast du die herrlichste Mediterranlandschaft, mit Olivenhainen und Weingärten. Im Gegensatz dazu das Gebirge aus Granit und Schiefergestein, Untergrund aus flach liegenden Kalkschichten. Der Luftdruck liegt zwischen 1080 und 1024 Millibar, das ist fast tropisch, dazu die Bora vom Nordosten, ein kalter und trockener Fallwind, der bei einer Geschwindigkeit von ...«

»Trottel«, sagt der Klinikchef Kayssa Malmström mit dumpf rollendem schwedischem »R«.

Sebastian hat den Kopf gehoben. Ich fühle es, ohne hinzusehen. Weiß, dass etwas in seinem Hirn aufgezuckt, aufgedämmert ist. Dass er den Fuß auf die Brücke gesetzt hat: Csardasklänge, windzerrissen, vom nahen Ufer, Lichterketten, gespiegelt im nachtdunklen Strom. Ohne es zu wollen, wende ich den Kopf. Begegne seinem Blick. Sehe, dass das Wort ihn erreicht, hinter seiner Stirn Wurzeln geschlagen hat.

Februar, denke ich, wir haben Ende Februar. Christophers Geburtstag ist im April. Anfang April, am vierten. Christophers zwölfter Geburtstag ist in zwei Monaten.

Mein Sohn Christopher Hubertus ist ein Reitunfall. Es ereignete sich in den Wäldern von Tatabánya nahe dem Gestüt Fehervár, am Ufer des sommerlich träge dahinplätschernden Sába, vor nahezu dreizehn Jahren. Es war Juli, die großen Ferien hatten begonnen, ich war frischgebackene Germanistin, mit Nebenfach Theaterwissenschaft. Ein Grund, Urlaub zu machen, fanden meine Eltern, ich solle mir aussuchen, wo und auf welche Weise. Reiten, sagte ich, reiten in Ungarn. Ich kannte Fehervár seit meinen Kinderferien, österreichische Mutter, ungarische Verwandtschaft, Ungarn ist billig, wir fahren im Sommer nach Ungarn, Simone. Onkel Féhervary hatte die Achtjährige aufs Pferd gehoben, alle waren freundlich, Reitknechte, Stallburschen gaben bei jedem Wiedersehen das Gefühl des Heimkommens, Pferde, die auf den bloßen Gedanken hin zu gehorchen schienen, hochrassig, willig, zärtlich.

Wo ist Judit?, fragte ich sofort nach der Ankunft, die schokoladebraune Stute, milkschokoladebraun, in der Koppel, sagte Lajos, hol sie dir, sie wartet auf dich. Sie hob den Kopf, wenn ich über den Sandweg lief, schüttelte die Mähne, trabte an den Holzzaun, rieb die Nüstern an meiner Schulter.

In jenen Ferien waren wir tagelang zusammen unterwegs. Sternritt, Aufbruch im Morgennebel, Mittagsrast in glühender Sonne, komm weiter, Judit, aufsteigender Wind, vom weiten, flachen Horizont her, Gewitter, Blitze über grauer, regenverhangener Unendlichkeit. Abends erschöpftes Einschlafen, Seite an Seite, auf Strohschütten in fremden Ställen. Am dritten oder vierten Tag war es, der Parcours ging von Piliscsaba über Dórog an die tschechische Grenze, niederer Laubwald, fern hatte sich beim Aufbruch eine schmale Silhouette in mein Blickfeld geschoben, auf schwarzbraunem Hengst, Strickjacke, wehendes Haar, er schien zwischen den Stämmen dahinzufiegen, zwei, drei helle Gestalten um ihn, nicht groß, Kinder auf schnobernden Fohlen. Judit war ausgeruht an diesem Morgen, die Luft schien weiß, Milchglas, Blätter und Äste verschwammen in kühlem Dunst. Irgendwo waren Schüsse gefallen vor Morgengrauen, Treibjagd, dachte ich, vom Gestüt Táta, unweit von Fehervár, drüben an der Sába wechselte ein Hirsch, sie werden ihn abknallen, das Geweih in die Halle hängen.

Judit war glücklich an diesem Morgen. Warf die Beine im Trab voraus, wechselte auf winzigsten Schenkeldruck zum Galopp, flog unter dem Bogen der Kriechbäume hin, wehende Mähne, zitternde Flanken. Quergraben, zwei, drei Stämme, Judit sprang mit gespannten Sehnen, jeder Nerv an ihr vibrierte, sie atmete tief und ruhig, ihr Blut pulsierte unter meiner sekundenlang an ihren Hals gelegten Handfläche, demütig starker Herzschlag. Die Sonne stieg höher, Vormittagslicht, wieder ein Flecken Kriechwald, Galoppstrecke, Spinnweben strichen mir über Wangen und Augen, Blätterspitzen schlugen mir ins Gesicht. Tief gebückt, die Stirn an Judits Mähne, schloss ich die Augen, zwei, drei Galoppsprünge lang, blindes Vertrauen von dir zu mir, von mir zu dir. Dann geschah es. Wenige Meter neben uns fiel ein Schuss. Knallte aus dem Dickicht, peitschte zwischen den Stämmen durch, hell, tückisch, hart.

Judit scheute. Stieg, warf den Kopf zurück. Verharnte sekundenlang in reglosem

Entsetzen. Worte, Berührung erreichten sie nicht. Ein keuchender Atemzug, zwei. Dann setzte sie seitwärts in den Wald, panisch, gehetzt, preschte durchs Kriechholz, zurückgelegte Ohren, lang gestreckter Hals, taubblind vor Angst. Knackende, brechende Äste, stiebendes Laub. Ein Schlag an meiner Schulter, ein zweiter an der Schläfe. Judits Hufe schienen dicht über mir zu sein. Rollen im feuchten Moos, kaltweiche Unterlage. Schatteneinfall, urplötzlich. Netz über Schläfen und Stirn.

»Hallo«, sagte eine Stimme.

Ich versuchte, die Augen zu öffnen. Eine Hand schien darüber zu liegen.

»Lass los«, sagte ich mit flacher Stimme.

Lachen, fröhlich, tief. »Ich halte dich ja nicht.« Und nach ein paar Minuten: »Gut, dass du reden kannst. Versuch einmal, dich zu bewegen.«

Ich wandte den Kopf. Fühlte meine Nackenmuskeln schmerzen, sich dehnen. Das Dunkel über meinen Augen wich zurück, wurde hellgrün, hoch.

»Frierst du?«

»Wie lange liege ich hier?«

»Woher soll ich das wissen?« Wieder das dunkle Lachen. Das Gesicht über mir nahm Konturen an. Tiefe, samtbraune Augen, merkwürdig ernst. Schmale, gerade Nase, weich geschwungener Mund. Strickjacke, in die Stirn fallendes hellbraunes Haar.

»Mein Pferd«, sagte ich.

»Sie ist drüben am Wasser«, sagte der Mann. »Hat einen Haken über die Felder geschlagen und ist dann zurückgekommen. Sie lahmt am linken Vorderhuf. Seid ihr gestürzt?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich.

»Bist du von unserer Gruppe?«

»Welche Gruppe?«

»Hubertus Táta. Stafettenritt an die tschechische Grenze.«

»Nein«, sagte ich, »ich komme von Fehervár.«

»Versuch, deine Beine zu bewegen«, sagte der Mann.

»Es geht.«

»Schmerzen?«

»Nein.«

»Deine Stute lahmt«, sagte er, »und die Gruppe kommt nicht vor morgen zurück. Kannst du einen Hengst reiten?«

»Im Allgemeinen«, sagte ich, »aber im Augenblick scheint in meinem Kopf etwas locker zu sein.«

»Wir haben Zeit«, sagte er, »die Stafette habe ich ohnehin verloren. Ich war unten an der Flussschneise, als ich das reiterlose Pferd aus dem Wald preschen sah.«

»Sie hat gescheut«, sagte ich. »Jemand hat geschossen.«

»Ich hab' es gehört. Heute früh ist eine Jagdgesellschaft aus Wien angekommen. Sie knallen überall herum.«

Ich versuchte mich aufzusetzen. »Wer bist du?«

»Sebastian Sommer, Heidelberg, Psychiatrie, letztes Semester. Ich verdiene hier als

Reitlehrer mein Studiengeld. Und du?»

»Simone Fleury, Germanistik und Theaterwissenschaft, München«, sagte ich.

»Bist du öfter in Ungarn?«

»Ja. Und du?«

»Jeden Sommer. Die Pferde, nicht wahr? Deine Stute ist ein Zaubertier.«

»Sie gehört Onkel Féhervary.«

»Und du, wem gehörst du?«

Ich antwortete nicht. In meinem Kopf kreiste ein Schaufelrad. Der Mann hatte, um mich zu stützen, die Hände um meine Schultern gelegt.

»Antworte«, sagte er ruhig.

Die Schaufeln kreisten schneller. Stämme verschwammen vor meinen Augen in Wolkenweiß, Braun verfloss in Grün, meine Fingerspitzen wurden taub.

»Niemandem«, sagte ich heiser, rasch, flüchtiger Gedanke an Alfons, mit dem ich so gut wie verlobt war, Atemnot, schmerzendes pochendes Strömen vom Herzen zur Stirn, »ich gehöre niemandem.«

Die Sonne stieg höher über dem Wald von Tatabánya. Mattweißes Licht, verhangen, ohne Wärme. An der Flussböschung weideten Stute und Hengst, Hufschlag dann und wann, Geräusch von aufspritzendem Wasser. Der Mann hatte sich aufgerichtet und nach den Baumwipfeln gesehen.

»Wir haben Glück, die Wolken ziehen weiter. Ich dachte erst, es würde ein Gewitter geben.«

»Wo sind wir?«

»Südlich von Esztergom. Grenzgebiet. Die genaue Richtung weiß ich nicht.«

Er stand auf. Ich sah erst jetzt, wie groß er war. Haare und Strickjacke flatterten im Wind, der durch die Stämme pfiiff.

»Frierst du?«

»Nein.«

»Kannst du aufstehen?«

Er streckte mir die Hand entgegen. Ich ergriff sie, stützte mich vom Boden ab.

»Gut so. Wir versuchen, ein Haus zu finden.«

»Und die Pferde?«

»Wir binden sie einfach am Flussufer fest. In meiner Satteltasche ist Verbandszeug für deine Stute. Wir werden ihr das Gelenk schienen.«

»Kannst du das?«

Er lachte. »Ich habe ein Praktikum absolviert. Zwischen Pferde- und Menschenknochen besteht kein sehr großer Unterschied.«

Ich musste ihn ansehen. Er mochte vier oder fünf Jahre älter sein als ich, dennoch hatte er die Ausstrahlung eines reifen Mannes. Bewegte sich ruhig, fast besonnen, keine Geste schien überflüssig, seine Hände, sehnig, schmal, hätten ebenso gut die eines Turnierreiters wie die eines Chirurgen sein können.

»In welche Richtung gehen wir?«

»Ostwärts. Der Grenze zu.«

Er bahnte uns durch das Dickicht einen Weg zum Fluss. Judit stand mit den Vorderhufen

im seichten Uferwasser. Horchte auf, als wir näher kamen, wandte sich um, hinkte die Böschung herauf. Blieb mit gesenktem Kopf vor mir stehen.

»Sie bittet dich um Verzeihung«, sagte der Mann. Ich kraulte Judits Mähne. Strich über das schimmernde Fell.

»Halt sie fest«, sagte der Mann, »ich hole die Satteltasche.«

Er legte Judit einen Druckverband an, während sie ihren Kopf in meiner Achselhöhle vergraben hatte. Ihr Blut pulste unruhig, sie schnaubte hinter meinem Rücken, zuckte ein paarmal auf, in Schmerz oder Angst.

»Gut«, sagte der Mann, »sie wird nicht weit laufen können, aber für den Augenblick hilft es. Vielleicht bekommen wir im nächsten Dorf einen Wagen.«

Wir banden die Pferde am langen Zügel fest. Der Mann nahm Weißbrot und Wein aus der Satteltasche. Kniete auf dem Waldboden und reichte mir die Flasche.

»Trink.«

Seine Gestalt war schlank und biegsam. Ich nahm die Flasche aus seiner Hand. Er sah mich an, lachte.

»Kannst du Alkohol vertragen?«

»Natürlich.«

»Komm«, sagte er, »wir gehen.«

Die Sonne stand im Zenit, als wir den Wald verließen. Wir gingen etwa anderthalb Stunden ostwärts, ohne auf ein Haus oder eine Straße zu stoßen. Das Gras war trocken, vereinzelte Sträucher, Ginster, Weiden, Sandflecken in braungrünem Grund. Weizen- und Maisfelder, eine Schafherde. Keine Bäume. Der Schafhirt saß auf einem Wollfleck zwischen Wiesensaum und Buchweizenfeld. Er hob die Hände, als wir näher kamen, stehen blieben. Grüßte in fremder Sprache. Kaute an einem Stück Weichholz, hielt eine Flasche mit glasklarer Flüssigkeit hoch. Mein Begleiter griff danach, entkorkte. Korn, doppelt gebrannt. Der Schafhirt lachte, sprach, stellte eine Frage, unbekannte, singende Sprachmelodie, viele Konsonanten, dünne Lippen, zahnloser Mund.

»Ist das Ungarisch oder Tschechisch?«

»Eine Mischung. Wir müssen nahe an der Grenze sein.«

Mein Begleiter versuchte dem Schafhirten eine Frage zu stellen. Deutete, erklärte. Der Schafhirt lachte, schüttelte den Kopf.

»Nevim. Nevim.« Er hob wieder die Hände, zuckte mit den Achseln, deutete nach Osten. Der Horizont spannte sich endlos, flach, Pusztalandschaft, kein Anhaltspunkt für Richtung und Ziel.

»Wir kehren um«, sagte mein Begleiter.

Noch ein Schluck aus der Kornflasche. Selbst gebrannt? Er verstand, nickte. Lächelte, legte die Handflächen aneinander. Winkte uns nach, als wir uns wieder südwärts wandten.

Die Schatten wurden länger, liefen vor uns her. Schatten im Gleichschritt, ungleich groß, unscharf, verschwommen. Müde Sonne, müde Schatten, ein großer und ein kleiner.

Ich glaubte, unter einer Glocke aus Glas zu gehen. Das Gras unter meinen Füßen gab nach, Gummi, weichwarm, elastisch, zurückfliehende, dumpfdichte Wolkenwand.

– und du, wem gehörst du? –

Ich sah ihn von der Seite an. Er ging ruhig neben mir, hob manchmal die Hand, zeigte auf einen Halm, einen fliegenden Vogel, einen Schatten im Gras.

Die Pferde weideten an der Uferböschung. Judit streckte den Hals, schüttelte ihren schmalen Kopf, trabte an gespannter Leine ein paar Schritte im Kreis. Schien schmerzfrei zu sein. Die Sonne stand schräg über dem Laubwald.

»Irgendwo hab' ich während des Reitens eine Hütte gesehen. Einen Werkzeugschuppen oder eine Scheune.«

Wir banden die Pferde los, gingen langsam flussaufwärts.

»Wenn wir am Wasser bleiben, kann uns nichts passieren. Flussabwärts geht es an die Grenze, zur Donau. Das ist zu gefährlich, wegen der Posten. Flussaufwärts kommen wir irgendwann nach Dórog. Außerdem holt uns die Stafette ein. Der Parcours geht die Sába entlang.«

»Dort vorn an der Biegung, ist das die Hütte?«

Sie klebte sonderbar dicht am Steilhang, war bei näherer Betrachtung kein Werkzeugschuppen, sondern eine Holzkapelle. Grob geschnitzter Opfertisch, Marienbild, tschechische Inschrift. Mein Begleiter steckte einen Ginsterzweig in die sandverkrustete Vase am Altar.

Die Sonne stand in scheinbar gleicher Höhe mit uns an dunstverhangenem Himmelsrand. Hier und dort an Flusswindungen blitzte es auf, Reflexe von Wasserwirbeln, sanft sprühende Tropfen, lichtdurchsetzt.

Wir gingen weiter, bis die Pferde müde wurden. An der nächsten Biegung ein Flecken Kriechwald, Birken, Weiden. Das Wasser der Sába kroch träge zwischen den Steilufern hin. Blätterschiffchen, ein treibender Zweig.

»Drüben unter den Bäumen«, sagte mein Begleiter, »siehst du die Mulde? Durch die Stämme sind wir vor dem Wind geschützt.«

Wir banden die Pferde fest, hoben Sattel und Decken ab. Waldboden. Brot, ein Schluck Wein. In schwarzer Himmelskuppel begannen einzelne Lichter aufzuglimmen. Müdegewelter Wind fing sich zwischen den Halmen, verstummte, schwieg.

»Kannst du schlafen?«

»Ich weiß nicht.«

Ich richtete mich auf. Er saß mir gegenüber, an einen Baumstamm gelehnt. Das Haar fiel ihm in die Stirn, seine Augen lagen im Schatten des Blätterdaches.

»Deine Stute hat sich gelegt.«

»Vielleicht hat sie Schmerzen.«

Ich rief sie beim Namen. Judit bewegte sich, wandte sich um. Zweigeknacken, leises Schnobern, regelmäßiger Atem.

»Es kann nicht schlimm sein. Das Bein ist nicht verletzt. Nur das Sprunggelenk ein wenig angeschwollen.«

Ich nickte. Lehnte mich an den Stamm ihm gegenüber.

»Wir sind einen Tag beisammen und ich weiß nichts von dir.«

»Ich auch nicht von dir.«

Er lachte, kurz, tief. »Da gibt es nicht viel. Meine Eltern sind tot. Autounfall. In einem Jahr bin ich mit meinem Studium fertig. Dann gehe ich an das Max-Planck-Institut nach

München.«

»Keine eigene Praxis?«

Er schüttelte den Kopf. »In der Psychiatrie sollte man sich nicht abkapseln. Kontakte sind unerlässlich. Gespräche mit Patienten, mit Ärzten. Wir sind eine junge Wissenschaft, die der Zusammenarbeit bedarf.«

Er schwieg, strich dann mit einer weichen, etwas verzögerten Geste das Haar aus der Stirn.

»Ein Platz in einem Klinikteam, das wäre mein Wunsch.«

»Oder ein Lehrstuhl.«

Er lachte wieder. »Das vielleicht auch. Und du?«

Ich zog die Beine hoch, schlang die Arme darum. Die Reithose spannte über meinen Knien, ich legte die Wange darauf.

»Ich wollte immer jemand kennenlernen, der Sebastian heißt.«

»Wir wollten von dir sprechen.«

»Ich spreche von mir. Sebastian war mein Kindername. Manche von meinen Freunden nennen mich heute noch so.«

»Wie kommt das?«

»Die deutschen Schulkinder konnten mit meinem Vornamen nichts anfangen. Das e am Ende störte sie. Als man ihnen sagte, dass man es nicht ausspricht, nannten sie mich einfach Simon. Ich trug meist Hosen und immer kurze Haare. In allen Theaterstücken musste ich den Prinzen spielen. Eines Tages kam ein neuer Deutschlehrer in die Klasse. Er fragte: Welches von euch ist das Mädchen, das Sebastian heißt?«

Er lachte. Stützte seine Hände auf den Boden. »Und du? Hast du dich gemeldet?«

»Ich wusste sofort, dass ich gemeint war. Aber ich sagte nichts. Eine Klassenkameradin stand auf und sagte: Vermutlich meinen Sie Simon, wenn Sie Sebastian sagen.«

»Und der Lehrer?«

»Er sah alle der Reihe nach an und sagte dann zu mir: Du bist es, nicht wahr? Entschuldige, aber du siehst viel mehr nach Sebastian als nach Simon aus.«

»Und du?«

»Ich war einverstanden. Es war auch der schönere Name von beiden. So bin ich für den Rest meiner Schulzeit Sebastian geblieben.«

Seine Augen schienen das Dunkel zu durchdringen. Jetzt, da die Schatten fielen, gewannen die Konturen neuen Umriss, schienen deutlicher hervorzutreten als vorher im Dämmerlicht. Ich lehnte mich zurück, fühlte die kantige Rinde des Baumstammes in meinem Rücken, fühlte das dumpfe Rauschen des Flusses in meinen Kreislauf dringen, mich ausfüllen, forttragen.

Und du, wem gehörst du?

Halblaute Worte, Erinnerungen, heraufbeschworene Bilder, Schulzeit, Kinderzeit. Er ist so nah, so gegenwärtig. Lichtpunkte scheinen in seinen Augen zu stehen. Was ist wahr, was geträumt? Er ist ein Fremder für mich, oder? Ein Fremder, nach diesem langen Tag.

»Simone«, sagt er. Ein heller Ton schwingt in seiner Stimme mit, ungewohnt, alarmierend. Wach auf, Simone.

Er kniet vor mir auf dem Waldboden, hat den Sattel beiseite geschoben, der Steigbügel

am Lederriemen glänzt zwischen den Halmen, über den Baumwipfeln muss der Mond aufgestiegen sein, silberfunkelndes Eisen in mattem Licht, er hat die Hände auf meine Schultern gelegt.

»Simone.«

Mein Atem stockt. Wenn du näher kommst, ersticke ich. Zwei Herzschläge, drei.

Der Fluss ist in mir mit allen Fischen, den Libellen an der Oberfläche, den Steinen auf dem Grund.

Helft mir, ihr Steine, ihr Libellen, ihr Fische.

»Vom ersten Augenblick an«, sagt er.

Seine Arme sind sanft wie Eisenklammern. Wer hört mich? Der Fluss ist in mir und der Wald und der Mond.

Da sind seine Lippen. Weich, offen, kühl.

Zwei Nachtvögel fliegen auf. Schwingen sich von der Uferböschung, finden den Weg zwischen den Baumwipfeln, ihre dissonanten Schreie verklingen im Wind jenseits des Flusses.

Der Steigbügel gräbt sich in meine Schultern, schneidend, scharf.

Ich sinke.

Sinke in seine Umarmung, bodenlos. Bin ich auf dem Grund?

»Wehr dich«, sagt er dicht an meinem Ohr, sagt es mit heiserer Stimme, fliegender Herzschlag an meinem Herzen, »um des Himmels willen, wehr dich, Simone.«

Der Mond ist müde geworden. Verliert seinen Umriss, gleitet, einem metallenen Geldstück gleich, in den weißgrauen Morgenhimmel.

Ich bin ertrunken.